Horst Jürgen Helle

Der Fremde als soziales Phänomen

1. Zum Begriff der Minderheit

Soziale Minderheiten sind Personengruppen, die nicht nur, wie das Wort von sich aus nahelegt, in *geringerer* Zahl anwesend sind als die Mitglieder der Populations*mehrheit*, sondern die außerdem in irgendeiner Form eine Sonderstellung einnehmen. Die Folge ihrer Sonderstellung ist bei all den Verschiedenheiten im konkreten Fall ganz allgemein die, daß von einem Angehörigen der Minderheit, den man noch gar nicht oder nur flüchtig kennt, etwas vom Normalen Abweichendes erwartet wird, und zwar etwas, das aus der Sicht dessen, der solche Erwartungen hegt, die Sonderstellung, die dem Mitglied der Minderheit im *voraus* zugeschrieben wurde, auch im *nachhinein* als gerechtfertigt erscheinen läßt. Dabei sind es nicht etwa nur Angehörige der Mehrheit, die die Neigung zur Pauschalierung gegenüber Mitgliedern der Minderheit erkennen lassen. Vielmehr gibt es auch bei Personen aus der Minderheit selbst Vorurteile und stereotype Meinungen über die eigene Gruppe.

Eng verbunden mit dem Thema der Minderheiten ist daher das des Vorurteils. Wann immer Menschen voneinander feststellen, daß sie *ungleichartig* sind, neigen sie zu der Folgerung, sie müßten darum auch *ungleichwertig* sein. Rote Haare sind nicht sehr häufig und fallen eben darum als Besonderheit ins Auge. Sie konstituieren eine sichtbare Ungleichartigkeit, die sich geradezu anbietet als Anknüpfungspunkt für die Behauptung einer Ungleichwertigkeit. Die Zumessung eines bestimmten Wertes als Urteil über das Verhalten eines Menschen mag berechtigt sein, wenn sie an Entscheidungen anknüpft, die der Beurteilte in Freiheit hat fällen können. Erfolgt die Zumessung aber unabhängig von Erfahrungen, die der Urteilende mit dem Beurteilten hatte, einfach aufgrund eines moralisch indifferenten und von Entscheidungen des Beurteilten gar nicht bestimmbaren Merkmals wie Rothaarigkeit, so handelt es sich um ein Vorurteil.

Vorurteile wären harmlos, wenn sie sich in jedem Fall einfach als unbegründet entlarven ließen, wenn es damit getan wäre, den beurteilten Angehörigen einer Minderheit sorgfältig zu beobachten, um festzustellen, ob er die ihm zugeschriebenen und für seine Bewertung wichtigen Eigenschaften nun tatsächlich hat oder nicht. Jede einzelne Bewertung könnte dann nach einiger Zeit als berechtigt oder als unberechtigt eingestuft und entsprechend beibehalten oder verworfen werden. Sozialwissenschaftlich interessant sind aber gerade Eigenschaften, die Angehörige einer Minderheit eben dadurch erwerben, daß sie ihnen zugeschrieben werden, wenngleich diese Zuschreibung ursprünglich völlig aus der Luft gegriffen ist. Wir haben es also mit zweierlei Arten von Vorurteilen zu tun, mit dem einfachen Vorurteil, das schlicht falsch ist und sich relativ leicht als unbegründet erweisen läßt, und mit dem komplizierten Vorurteil, das berechtigt erscheint, diesen Schein aber nur deshalb erzeugt, weil es die Qualitäten herbeigeführt hat, deren Präsenz es zunächst ganz ohne Grund behauptet hat. Die Umgangssprache kennt diese Zusammenhänge und bietet dafür die Formulierung an, etwas sei »herbeigeredet« worden. Soziologen sprechen von einer »self-fulfilling prophecy«, also von einer Prophezeiung, die sich selbst erfüllt.

Diese erste Annäherung an das soziale Phänomen der Minderheit deutet schon darauf hin, daß dabei quantitative und qualitative Momente eng miteinander verbunden sind. Einzelne Personen oder kleine Personengruppen, die als Reisende vorübergehend in einer ihnen fremden Kultur auftreten, sind in sehr vielen Gesellschaften durch ein strenges Gastrecht ge-

schützt. Großzügigkeit ihnen gegenüber kann Ausdruck der Stärke der Gastgeber sein, da die Isoliertheit und geringe Zahl der Besucher nicht ernstlich als Bedrohung angesehen wird. Qualitativ und auch quantitativ anders liegt der Fall dann, wenn eine Minderheit zwar nicht nur durchreist, um nach wenigen Tagen weiterzuziehen, sondern wenn sie bis auf unbestimmte Zeit im Verband der Mehrheit bleibt und sich dabei auf einen Populationsanteil von mehreren Prozent vermehrt. Sie ist dann offenbar nicht mehr Gast, sie ist Minderheit, und insofern ist der populäre Begriff »Gastarbeiter« irreführend. Eine kleine, als macht- und bedeutungslos eingeschätzte Minderheit wird in der Regel eine gute Chance haben, gern gesehen oder doch mindestens in Frieden geduldet zu werden. Steigt ihr Anteil an der Population aber immer weiter an, so wird man sie (irgendwann bei einem Wert zwischen 20% und 30% aller Mitglieder der Gesellschaft) als Bedrohung erleben und dementsprechend abweisend oder gar feindlich behandeln. Selbstverständlich kann es auch ganz andere Gründe für eine Feindschaft zwischen Mehrheit und Minderheit geben. Allen diesen Tendenzen liegt als gemeinsames Phänomen das der Fremdheit mit all ihrer Ambivalenz zugrunde.

2. Die Begegnung fremder Populationen

Georg Simmel behandelt die Stellung einer Minderheit in der Gesellschaft unter dem Begriff der Fremdheit. Für ihn wohnt der Kontaktaufnahme zwischen zwei zunächst getrennten Gruppen durch wechselseitig entsandte einzelne Fremde eine eigenartige Dynamik inne, die geradezu mit einer gesetzmäßigen Zielstrebigkeit den Wandel beider Gruppen einleitet. (Diese Idee hat der Amerikaner *W. I. Thomas* übernommen. Vgl.: *Thomas* 1966: S. 9). *Simmel* spricht von »der Annäherung bisher getrennter Kreise« (*Simmel* 1908: S. 710). Er illustriert das recht ausführlich: »Haben wir zwei soziale Gruppen, M und N, die sich scharf voneinander unterscheiden, sowohl nach den charakteristischen Eigenschaften wie nach den gegenseitigen Gesinnungen, deren jede aber in sich aus homogenen und eng zusammenhängenden Elementen besteht: so bringt die quantitative Erweiterung eine steigende Differenzierung hervor; die ursprünglich minimalen Unterschiede unter den Individuen nach äußerlichen und innerlichen Anlagen und deren Betätigung verschärfen sich durch die Notwendigkeit, den von immer mehreren umkämpften Lebensunterhalt durch immer eigenartigere Mittel zu gewinnen; die Konkurrenz bildet im numerischen Maß der an ihr Beteiligten die Spezialität des Individuums aus. Wie verschieden nun auch der Ausgangspunkt dieses Prozesses in M und N gewesen sei, so muß er diese doch allmählich einander verähnlichen. Es steht jedoch nur eine relativ begrenzte und sehr langsam vermehrbare Anzahl wesentlicher menschlicher Formationen zur Verfügung. Je mehr von diesen sich in einer Gruppe vorfinden, d. h. je größer die Unähnlichkeit der Bestandteile von M unter sich und derer von N unter sich wird, desto wahrscheinlicher wird sich eine immer wachsende Anzahl von Bildungen im einen ergeben, die solchen im anderen ähnlich sind; die nach allen Seiten gehende Abweichung von der bis dahin für jeden Komplex für sich gültigen Norm mußte notwendig eine – zunächst qualitative oder ideelle – Annäherung der Glieder des einen an die des anderen erzeugen« (Ebd.: S. 710).

In diesem Text entwirft *Simmel* in knapp gefaßter Form eine Evolutionstheorie der Kultur und Gesellschaft. Die Elemente der Theorie sind die folgenden:

1. Zwei Populationen unterscheiden sich in wichtigen Merkmalen, d. h. alle Mitglieder der beiden Gruppen sind untereinander in einer bestimmten Hinsicht ähnlich und im Vergleich mit den Angehörigen der anderen Gruppe von denen verschieden. Die Pflicht zur Solidarität innerhalb jeder der beiden Gruppen bedeutet zunächst, daß die Mitglieder dazu angehalten werden, persönliche Besonderheiten zu unterdrücken und lieber das herauszustellen, was sie als

typische oder gar vorbildliche Repräsentanten gerade dieser speziellen Gruppe ausweist. Dem entspricht die Aufforderung zu Uniformität in Kleidung und Verhalten.
2. Die Zunahme der Populationsdichte verstärkt die Konkurrenz ums Überleben. Unter dem Einfluß des scharfen Wettbewerbs bilden sich individuelle Merkmale der einzelnen stärker und stärker heraus, und zwar in beiden, ursprünglich verschiedenen Gruppen in ähnlicher Weise, weil, nach *Simmels* Ansicht, die Zahl der möglichen »menschlichen Formationen« begrenzt ist. Der verstärkte Konkurrenzkampf zwingt also beide Gruppen, in ihren Populationen auf die herkömmliche Uniformität immer mehr zu verzichten, damit die verschiedenen »menschlichen Formationen« als individuelle Abweichungen vom Gruppenstandard zur Geltung kommen können.
3. Dieser Prozeß der Aufgabe von Uniformität zugunsten zunehmender Individualisierung erfaßt beide Gruppen des Denkmodells in derselben Weise und bewirkt so die Abnahme des Unterschieds zwischen ihnen. Fast ganz unabhängig also von der Art der Verschiedenheit zu Beginn, stellt sich endlich eine weitgehende Angleichung beider Bevölkerungen ein.

Bei diesem Wandlungsprozeß spielt der Fremde eine entscheidende Rolle. Er kommt zwar seiner Herkunft nach aus der Ferne, doch er ist der Nahgewordene, der so ganz anschaulich und handgreiflich demonstrieren kann, daß es auch andere Formen des Lebens gibt, und zwar nicht nur als ferne utopische Denkmöglichkeit, sondern im gegenwärtigen Fremden konkret personifiziert. Der Fremde signalisiert daher dem Einheimischen das, was man mit dem leider abgegriffenen Wort als »alternative Lebensform« bezeichnen könnte.

Dem Gewinn an neuen Lebensmöglichkeiten, die der Fremde durch seine Anwesenheit allein schon nahelegt, entspricht freilich ein Verlust an Uniformität, an Konsens, an Solidarität und an innerer Geschlossenheit der Gruppen. Mit einem Vergleich aus dem Textilwesen könnte man sagen: Die Gruppen fransen an ihren Rändern aus. Da die Besonderheiten der Gruppen abgeschliffen werden, werden sie einander so ähnlich, daß es für den einzelnen fast gleichgültig ist, ob er dieser oder jener Gruppe angehört. Die Bevölkerung individualisiert sich, und der Zustand, ein Fremder zu sein, wird allgemein. Manche Autoren halten das gerade für ein Merkmal der Modernisierung.

3. Der Fremde als Innovator

In *Georg Simmels* Arbeit »Soziologie« (*Simmel* 1908: S. 685-691) ist ein berühmt gewordener »Exkurs über den Fremden« enthalten. Darin bestimmt er »das Fremdsein« als »eine besondere Wechselwirkungsform« (S. 685f.). Immer und überall, wo Menschen einander begegnen, vermutet *Simmel*, daß gleichzeitig Elemente der Nähe und der Ferne anwesend sind. Vor dem Hintergrund dieser allgemeinen Annahme ist die Wechselwirkung zwischen Einheimischen und Fremden ein besonders interessanter Sonderfall. *Simmel* schreibt: »Die Einheit zwischen Nähe und Entferntheit, die jegliches Verhältnis zwischen Menschen enthält, ist hier zu einer, am kürzesten so zu formulierenden Konstellation gelangt: Die Distanz innerhalb des Verhältnisses bedeutet, daß der Nahe fern ist, das Fremdsein aber, daß der Ferne nah ist« (S. 685). Das heißt also, für *Simmel* ist der Fremde der Mensch aus der Ferne, der nah ist, weil er gekommen ist, und der bleibt, obschon er durchaus auch wieder gehen könnte.

Der Hintergrund der Überlegungen zum Phänomen des Fremdseins ist die Vorstellung von zwei Bevölkerungen, die ursprünglich je eigene Lebensräume bewohnen. Der einzelne Zugewanderte wird nun insoweit als der Fremde erlebt, als man in ihm den Vertreter der anderen Gruppe sieht. Hinter dieser Eigenschaft, Repräsentant einer anderen Bevölkerung zu sein, tritt seine Individualität zunächst zurück. Die Konfrontation mit der ganzen Gruppe, der er ange-

hört, würde vermutlich als bedrohlich empfunden. Doch der Kontakt mit dem einzelnen Vertreter ist interessant, vielleicht lehrreich, in jedem Fall außeralltäglich.

Die Literatur der klassischen Antike stellt in der Gestalt des umherirrenden Odysseus eine eindrucksvolle Person vor, die bei ihren jeweiligen Gastgebern, so bei Nausikaa und ihrem Vater Alkinoos, als Fremder auftritt (*Clarke* 1967). *Thomas Bargatzky* hat »die Rolle des Fremden beim Kulturwandel« (*Bargatzky* 1978) an Hand mehrerer Fallstudien aus dem 18. und 19. Jahrhundert untersucht, um die Wandlungseffekte aufzuzeigen, die von Europäern auf Hawaii, den Gesellschaftsinseln, Samoa, Tonga und Fiji und (als einziges außerpolynesisches Beispiel) in Buganda ausgelöst wurden. Die empirischen Befunde *Bargatzkys* illustrieren die Thesen *Simmels* über den Fremden und führen auch weiter zu der Fassung, die *Robert Ezra Park* dem Fremdheitskonzept *Simmels* gegeben hat (*Park* 1928).

Der Fremde *Simmels* ist nicht »der Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern der, der heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potentiell Wandernde...« (*Simmel* 1908, S. 685). Seine Stellung in dem sozialen Umkreis, in den er eingewandert ist, wird dadurch gekennzeichnet, »daß er nicht von vornherein in ihn gehört, daß er Qualitäten, die aus ihm nicht stammen und stammen können, in ihn hineinträgt«, (Ebd.). Als der potentiell Wandernde ist der Fremde mit seinen Bewußtseinsinhalten und seinen Handlungsformen nicht auf eine bestimmte räumliche Position fixiert. Er ist gleichsam nirgendwo zu Hause, oder, positiv gewendet, seine Heimat liegt im Nirgendwo, also in dem Land »Utopia« (das eigentlich »Atopia« heißen müßte). Darum kann das Denken des Fremden »u-topisch« sein, an keinen »topos« gebunden, also losgelöst vom Raum.

Das Auftreten des Fremden raubt der Gesellschaft der Einheimischen immer wieder die Illusion, Universalgesellschaft zu sein. Die mit sich selbst zufriedene Gesellschaft erlebt, daß der unverhofft präsent gewordenen Fremde sich nicht in ihre Ordnung einfügen läßt. So erzeugt seine Gegenwart allein schon die Einsicht in die Unhaltbarkeit des Universalitätsanspruchs. Vor ihm, dem Fremden, enthüllt sich oft eine vermeintlich weltweite Orientierung als räumlich eng begrenzt und provinziell. So wirkt der Fremde zugleich destruktiv und konstruktiv als Repräsentant alternativer Denkformen und Initiator sozialen Wandels. Er zerstört für manche das, was *Karl Mannheim* die »Verdeckungsinstrumente des Alltags« genannt hat, durch die »das zufällige Sosein des Alltags zum Absoluten hypostasiert« werden soll (*Mannheim* 1929, S. 43). Dies enthüllt der Fremde als Ideologie, als ein falsches Bewußtsein, mit dessen Hilfe sich die Einheimischen vorspiegeln möchten, ihr Ziel als Gesellschaft schon erreicht zu haben. Zugleich setzt der Fremde ihnen aber auch konstruktiv ein neues Ziel, lebt ihnen eine Utopie vor, an der sich ihre zukünftigen Bemühungen orientieren können. Indem der Fremde so zur Innovation den Anstoß geben kann, erregt er eben häufig auch in des Wortes anderem Sinne Anstoß.

Der Fremde ist zunächst und vor allem der in die Gastgebergesellschaft nicht integrierte einzelne, der vielfach in sie auch gar nicht integriert werden will. Die dadurch für ihn entstehende Belastung kompensiert er in vielen historischen Fällen durch einen ausgeprägten Erwählungsglauben. *Alfred Weber* ist dem nachgegangen. Er beschreibt die Vorgänge, die in der Geschichte zur »Selbstkonstitution... des Judentums als Gastvolk der ganzen Welt« (*A. Weber* 1950, S. 105) führten. Damit ist der Jude (vom Staate Israel abgesehen, den es zu *Alfred Webers* Zeiten noch nicht gab) der universell und permanent Fremde geworden, der als einzelner in den etablierten Sozialordnungen ein beliebter und gesuchter Experte ist wie das große Vorbild Joseph in Ägypten als Ratgeber des Pharao, der aber zusammen mit seinen Glaubensbrüdern jenes einzigartige Kollektiv bildet, das sich erhält, gerade weil es sich in der Welt immer nur vorläu-

fig und potentiell organisieren kann, das keine feste Struktur aus sich hervortreibt, die zum Fetisch degenerieren könnte, und das zwar nicht mehr physisch als Nomandenvolk, wohl aber geistig weiterhin unterwegs ist, der Ankunft seines Messias entgegen, sich also nicht als »arriviert« versteht, weil es eben noch nicht angekommen ist.

Alfred Weber untersucht die Besonderheit des antiken Judentums und fragt: »Was unterscheidet sie von anderen beduinischen Völkern, die vordem oder anderwärts in diese Gebiete eingezogen waren und sämtlich in kurzer Zeit von der offenbar bestrickenden Kraft dieser Atmosphäre aufgesogen und fast alle in ihrer Eigenart ausgelöscht worden waren?« (Ebd.: S. 96). Möglicherweise liegt ein bedeutsamer Unterschied zwischen der jüdischen Kultur und anderen Nomadenkulturen darin, daß die jüdische ihre Ausprägung in einem Wechsel zwischen vorübergehender Seßhaftigkeit und Renomadisierung gefunden hat. Dadurch sind beide Potenzen, die der Ortsgebundenheit und die der Wanderschaft, in einer wohl einmaligen Kombination miteinander in diese Kultur hineingenommen worden.

Der Verzicht darauf, sich völlig auf langfristige Seßhaftigkeit einzustellen, hat bedeutsame soziale Konsequenzen, auf die *Georg Simmel* hingewiesen hat. Die »Wirkung des Wanderns... auf die Gesellschaftsform ist typischerweise« die folgende: »Niederhalten oder Aufhebung der inneren Differenzierung der Gruppe, daher Mangel eigentlicher politischer Organisation, der sich aber mit despotischer Einherrschaft durchaus verträgt« (*Simmel* 1908, S. 671). Das Fehlen politischer und sonstiger sozialer Strukturen bewahrt das nur in seinem Traditions- und Glaubensbewußtsein geeinte Kollektiv, aus dem der einzelne Fremde stammt, vor Verselbständigung und Fehlentwicklung solcher Normierungen. »Der ›Fetischcharakter‹, den Marx den wirtschaftlichen Objekten in der Epoche der Warenproduktion zuspricht, ist nur ein besonders modifizierter Fall dieses allgemeinen Schicksals unserer Kulturinhalte. Diese Inhalte stehen – und mit steigender ›Kultur‹ immer mehr – unter der Paradoxie, daß sie zwar von Subjekten geschaffen und für Subjekte bestimmt, aber in der Zwischenform der Objektivität, die sie jenseits und diesseits dieser Instanz annehmen, einer immanenten Entwicklungslogik folgen und sich damit ihrem Ursprung wie ihrem Zweck entfremden« (*Simmel* 1919, S. 246).

Die erotische Anziehungskraft des Fremden, des männlichen wie des weiblichen Fremden, stellt eine besondere Thematik dar. Die Sozialwissenschaften sprechen im Zusammenhang der Eheschließungsformen von Endogamie und von Exogamie. Endogamie wird durch das Gebot erreicht, nur Partner aus dem eigenen Kulturbereich zu wählen, Exogamie markiert umgekehrt gerade eine Personengruppe, aus der der Partner nicht gewählt werden darf. Die kulturelle Rechtfertigung der Endogamiegebote liegt im Gedanken einer Ehe selbst begründet, weil die Routine und Arbeitslast des Lebensalltags wohl mit Aussicht auf Erfolg nur die Paare bewältigen können, die ein beiden gemeinsames Fundament der Wertungen und Deutungen erworben haben. Nun kennen aber matrilineare Kulturen eine Ehe im christlichen Sinne als Lebensbund von Eltern nicht. Die paarweise Alltagsbewältigung erfolgt dort, idealtypisch gedacht, im Kontakt zwischen Blutsverwandten mütterlicherseits, also etwa zwischen Schwester und Bruder oder zwischen Nichte und Onkel. Unter solchen Bedingungen kann der erotische Kontakt verselbständigt bleiben. Dann unterliegt er also auch nicht dem strengen Endogamiegebot, und der Fremde ist als Sexualpartner geradezu prädestiniert. Daß dabei interessante und neuartige genetische Informationen erworben werden können, ist den Personen in solche Kulturen sicher nicht bewußt, aber die Übermittlung interessanter und neuartiger Informationen anderer Art ist eben charakteristisches Merkmal der innovatorischen Wirkung des Fremden.

Bargatzky, T.: Die Rolle des Fremden beim Kulturwandel. Hamburg: Kommissionsverlag Klaus Renner, Hohenschäftlarn 1978
Clarke, H. W.: The Art of Odyssey. Englewood Cliffs, N. J.: Prentice Hall, 1967
Helle, H. J.: Das Proletariat, der Puritaner und der Fremde als Subjekte sozialen Wandels. in: Jahrbuch für Sozialwissenschaft, 19, 1967, S. 271-285
Mannheim, K.: Ideologie und Utopie. Bonn 1929.
Park, R. E.: Human Migration and the Marginal Man. American Journal of Sociology, 33, 1928, S. 881-893
Simmel, G.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig 1908.
Simmel, G.: Der Begriff und die Tragödie der Kultur. in: Philosophische Kultur (zuerst 1911), 2., um einige Zusätze verm. Aufl. (Die Zahl der Aufsätze ist nicht vermehrt), Leipzig: Kröner 1919
Thomas, W. I.: Social Disorganization and Social Reorganization. Pp. 3-10 in: M. Janowitz (Hg.): W. I. Thomas, On Social Organization and Social Personality, Selected Papers. Chicago: The University of Chicago Press 1966
Weber, A.: Kulturgeschichte als Kultursoziologie. München 1950

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg

Jahr/Year: 1989

Band/Volume: 1989

Autor(en)/Author(s): Helle Horst Jürgen

Artikel/Article: Der Fremde als soziales Phänomen 161-166